

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 26

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auge um Auge

Wie der gedächtnisstarke Leser weiss, wohne ich sozusagen auf dem Lande. Das heisst: nicht in einem Häusermeer. Die Weltstädter neigen dazu, mich deshalb zu bedauern. Ich brauche ihr Mitgefühl nicht. In meiner Umgebung gibt es nämlich einiges, um das man mich beneiden könnte. Zum Beispiel meinen Optiker.

Wenn ich den Freunden aus der Grossagglomeration von ihm erzähle, staunen sie Bauklötze.

Von Ilse Frank

Ein Wesen wie ihn haben sie noch nirgends angetroffen. Ich ja auch nicht – ausser acht Strassen weit von mir entfernt.

Also: Ich bin ein schwieriger Mensch. Auch in bezug auf meine Augen. Während halbwegs normale Leute schlicht ihre Kurzbeziehungsweise Weitsichtigkeit korrigieren müssen, sehe ich nur in die nächste Nähe und schiele in zwei Richtungen. Überdies finden sich an meinen «lieben Fensterlein» ein paar Mängel, die ich nicht zu benennen vermag. Dem Fachmann sind bereits diverse Fehler bekannt, den Rest entdeckt er an mir sukzessive.

Jeder Phantasiebegabte wird sich vorstellen, dass sich mein Optiker mit mir schwertut. Das stimmt genau, doch lässt er sich keine Qual anmerken. Wenn ich bei ihm aufkreuze, was durchschnittlich alle sechs Monate geschieht, ist er stets die Freundlichkeit in Person. Er fragt mich nach dem allgemeinen Befinden, dann kommt er zur speziellen Sache.

Ich erzähle zerknirscht, dass ich wiederholt an einer alten Bekannten vorbeigehastet bin, ohne sie zu identifizieren, und dass ich neulich meine ureigenste Mutter für eine Wildfremde gehalten habe. Seufzend bitte ich um einen Test. Der Kummergewohnte lächelt, nickt, zückt den Terminkalender, trägt meinen Namen ein.

48 Stunden später darf ich auf den breiten Stuhl sinken, durch einen Apparat linsen, Buchstaben, Kreise, Punkte, Dreiecke betrachten, in Lichtquellen blinzeln, an meiner Nase vorbeischwebenden Kugelschreibern

nachblicken, schildern, was ich wie, wann sehe – und besonders: was nicht.

Mein Optiker hört zu. Prüft auf älteren Karteiblättern meine einstigen Werte. Sinnt. Brütet. Murmelt: «Interessant!»

Ich bin erleichtert, vorerst der Sorge enthoben, dass ich ihm zuviel Mühe bereite. Soange er meinen vertrackten Fall nicht als hoffnungslos bezeichnet, darf ich mich glücklich preisen.

Mein Optiker denkt gar nicht an Resignation. Ihn hat der Ehrgeiz gepackt. Kein ungesunder, nein, einer, der ihn beflügelt. Der Sachverständige schreitet zum Bücherregal. Behändigt zwei Wälzer. Schlägt dies nach und jenes. Murmelt Worte, die für mich wie Zauberformeln klingen. Ich warte gespannt auf das Resultat der Ermittlungen.

«Hören Sie!» bittet der Tüftler schliesslich, «ich habe so meine Vermutungen. Am besten probieren wir etwas aus. Wenn's damit nicht klappt, suchen wir weiter.»

Schreck lass nach! «Ich will Ihnen doch keine Umstände machen», flüstere ich, und das schlechte Gewissen beginnt mich zu plagen. «Ach, Umstände», winkt mein Gegenüber ab. «Betrachten Sie die Versuche als Forschungsarbeit. Von zehn Kunden machen mir neun kein Kopfzerbrechen. Der eine aber gibt Rätsel auf. Aus ihnen lerne ich. Schwierigkeiten bringen mich weiter.»

«Auch eine Berufsauffassung!» wispere ich und zwinkere verschämt. So viel Freundlichkeit verkraftet sich schlecht. «Und wenn ein Experiment ums andere misslingt?» erkundige ich mich. «Dann lassen wir uns etwas Neues einfallen!» Mein Optiker nickt zuversichtlich.

Nach acht Tagen sind die kompliziert geschliffenen Gläser da. Ich trage sie zwei Wochen im Rahmen spazieren. Resultat: so lala. Meinem Optiker erstatte ich einen möglichst objektiven Bericht. «Das Ganze von vorn!» befiehlt er sich kurz, dann startet er zum geistigen Galopp.

Nach nochmals acht Tagen setzt mir der Unermüdliche eine andere Brille auf. Ich starre geradeaus. – Die Umwelt erscheint mir wie gemeisselt. «Das ist's!» schreie ich mitten im Optikerladen und erschrecke die versammelte Käuferschaft, das zusammengelaufene Personal. Der Chef strahlt: «Zufrieden?» «Zufrieden.» Ich schüttle ihm die Hand, lispelne einen besonderen Dank.

Als ich die präsentierte Rechnung prüfe, vermisse ich den Betrag für die zweite Untersuchung. «Sie haben etwas vergessen», melde ich dem Wohltäter. «Ich mag Sie nicht noch um Geld bringen – es reicht, wenn ich Sie Nerven koste.»

«Die Faktura stimmt», antwortet der Geschäftsmann, «was

fehlt, geht auf das Konto Entwicklungshilfe.»

Er lacht. Ich kichere. Dann danke ich wieder. Von Herzen. «Sie haben einen guten Jahrgang!» sage ich keck. Mein Optiker hüstelt.

Wir sind gleich alt.



Hundefreud und -leid

Ich sitze in unserer Stadt in einem Café. Zwei Damen im mittleren Alter steuern auf meinen Tisch zu und fragen höflich, ob für sie drei noch Platz frei sei. «Bitte sehr», sag' ich und schaue mich suchend nach der «dritten» um. Sie ist ein kleiner, kohlschwarzer Rassehund. «Komm, Sönny-Boy!» ruft eine der Damen zärtlich. «Du darfst zu mir auf die Bank sitzen.»

Mit einem gewaltigen Satz landet Sönny-Boy neben seinem Frauchen.

Und neben mir. «Wissen Sie», erklärt mir Frauchen, «in diesem Café ist das erlaubt.»

Dann folgender Dialog zwischen den Damen: «Amalie, denkst du nicht, dass es auf dieser Seite zu stark zieht für Sönny-Boy? Soll er nicht besser zu mir rücken?» «Aber nein,» meint die andere, «hier hat er's doch viel bequemer.» – Sicher hat er das,

denn ich kann mich kaum mehr bewegen. Ich mag ja Hunde sehr, aber ...

Er wird mit Zucker und Rahmtorte gefüttert. Der Kellner muss frisches Wasser bringen, nicht zu kalt, bitte, aber auch nicht warm. Sönny-Boy schlürft ungezogen und streckt mir den Schwanz ins Gesicht.

Ehrlich, ich liebe Hunde.

Amalie erhebt sich nach einer Weile, sie muss austreten. Sönny-Boy tut keinen Wank, trotzdem stürzt sich die Zurückgebliebene wie der Blitz auf ihn; er wird umarmt und geherzt.

«Warum regst du dich denn so auf, mein Süsser? SMameli kommt gleich wieder, sie muss doch nur Brunzi-Brunzi machen, so wie du manchmal auch!» – Und sie gibt ihm noch ein Stück Zucker zur Beruhigung. «Wissen Sie», wendet sie sich glücklich an mich, «er ist eben unser Kind.»

Sönny-Boy legt zutraulich

seine Schnauze auf mein Knie und sieht mich, so scheint es mir, traurig an. Ich lasse meinen Kaffee stehen. Ich brauche frische Luft. Auch ich habe einen kleinen Hund besessen, und, weiss Gott, ich hatte ihn gern. Aber er bekam keinen Zucker und keine Rahmtorte, und im Café durfte er nicht auf dem Stuhl sitzen. Er war ein glücklicher Hund.

Sönny-Boy tut mir von Herzen leid. Die beiden Damen tun es auch.

Leni Kessler

Arte, Amore e Anarchia

Das stand als Überschrift in dem kleinen Inserat der Alternativzeitung. Weiter hiess es: «Wer hat Lust, in einer Wohngemeinschaft mit Behinderten zu leben?» Ich meldete mich, und seit drei Wochen wohnen wir nun zu siebt in einer zentral gelegenen Stadtwohnung, die rollstuhlgängig ist und im Bad einen Hebekran hat. Türen und Korridor sind breit, die Lavabos und die Küche für Behinderte speziell gefertigt, und in einem Zimmer steht ein Elektrotbett, das die Pflege eines Schwerbehinderten erleichtert. Sonst ist alles gemütlich, wohnlich, hat Privatatmosphäre und erinnert in nichts an ein Spital oder Pflegeheim. Zwei von uns «Normalen» teilen uns halbtagsweise gegen Bezahlung in die Pflege- und Haushaltarbeiten, die anderen helfen neben Schule oder Beruf freiwillig mit.

Vorläufig gibt es noch viel zu organisieren (Haushaltbudget, Kostenverteilung auf die einzelnen), zu möblieren (alle haben ihr Hab und Gut mitgebracht, und das muss nun zueinander passend in der Wohnung verteilt werden). Wobei jedes sein Wohnschlafzimmer selbst gestaltet, die Gemeinschaftsräume hingegen all unseren Geschmäckern zusagen sollten. Voraussichtlich führen wir noch manche heisse Diskussion, wo wessen Bilder hängen sollen, ob wir, wenn es um Einschränkungen geht, billiger essen, an Büchern, Zeitungen, Kino sparen sollen. Die Frühaufsteher ärgern sich über den Lärm der Nachtvögel – und umgekehrt. Jeder wird zeitweilig das Gefühl haben, mehr für Haushalt und Gemeinschaft getan zu haben als die anderen, weniger Besuch eingeladen zu haben, zuviel mitzah-

len zu müssen an Bedürfnisse der übrigen etc.

Was ich in unserer WG lerne, ist zum Beispiel «herrschaftsfreies Helfen»: Als die betreuende, helfende Person nicht zu verfügen über den Behinderten, nur dort zu helfen, wo er es wünscht und braucht (er meldet sich nämlich schon, er ist immerhin 30 Jahre alt, erwachsen und weiss sehr genau, was er will). Was ich täglich feststelle, ist, dass ich körperlich zwar mehr Möglichkeiten habe, was aber die seelische Gesundheit angeht, den Willen, die Kreativität, weit hinter den Behinderten nachhinke.

Gut für mich ist das Vertrautwerden mit Behinderungen, und das möchte ich hier weitergeben. All diese blöden Hemmungen und das sich «Danebennehmen» müssten gar nicht sein, wenn wir lernten, uns prinzipiell jedem Behinderten gegenüber so zu benehmen wie gegenüber jedermann und uns darauf zu verlassen, dass er uns mitteilt, ob und was für Hilfe er braucht (er hat das nämlich ein Leben lang geübt). Wichtig scheint mir, dass wir nicht automatisch annehmen, körperliche sei auch geistige Behinderung, wie jene Serviertochter, die mich in der Beiz fragte: «Und was möchte es?», womit sie einen dreissigjährigen, vollbärtigen, geistig überaus regen Mann (Künstler, Schriftsteller und – last but not least – Anarchist) meinte, der im Rollstuhl sitzt und seine Arme und Beine fast nicht brauchen kann (mit Hilfsmitteln aber ganz grossartig und bedeutsam malt).

Eine Frau bei uns, die durch ihre Behinderung vor allem, wenn sie müde ist, Bewegungen der Glieder und des Gesichts nicht mehr vollständig kontrollieren kann, arbeitet besonders befähigt mit geistig Behinderten, leitet sie an, betreut sie, bringt eine Geduld sondergleichen auf, bildet sich trotz grösster körperlicher Anstrengung weiter, macht Supervision und Selbsterfahrung mit – vollbringt menschlich also Leistungen, dass ich «Gesunde» nur darob staune, wie reif diese 27 Jahre alte Frau ist. Ihr Freund geht mühsam an Krücken. Was ihn nicht davon abhält, organisatorisch absolut der Kopf unserer WG zu sein. Er konstruierte die Garderobe für sieben Leute, er macht alle Berechnungen für unser Haushaltbudget, schlägt sich mit Handwerkern herum, wenn etwas nicht klappt. Er ist ruhig und ausgeglichen und glät-

tet die Wogen, wenn wir interne Streitereien haben.

Zusammengefasst kann ich nur sagen, dass ich, einmal mehr, haufenweise Vorurteile ablegen muss, dass ich froh bin, hier zu wohnen, und sehr gespannt auf den Fortgang unserer «Arte, Amore e Anarchia». Sina Meyrat

Glücksfälle im Alltag

Sie gibt es, mehr als wir meinen, und an Orten, wo man sie am allerwenigsten erwartet. Oft eilt man achtlos an ihnen vorüber, und das ist schade.

Kürzlich ging ich in einem Supermarkt-Zentrum einkaufen. Inmitten von Gestossen-, Gedrängt-, Geellbögeltwerden stiess, drängte, ellbögelte ich mich bis zum Käsestand durch. Als die Reihe an mir war, fragte ich nach Schafkäse. Die junge Verkäuferin erkundigte sich, wozu ich ihn verwenden wollte, und empfahl mir eine bestimmte Sorte. Beim Einpacken gab sie mir ihr persönliches Rezept mit. Sie lege kleine Stücke auf die fertige Salatplatte, bestreue sie mit frischem Pfeffer und beträufle sie mit Olivenöl, garniere mit schwarzen Oliven: «SWunder!» rief sie, schnippte mit dem Finger und lachte. Ich lachte zurück.

Dann steuerte ich mit dem gepackten Wägelchen auf die «Non-food»-Abteilung los, kam am Büchertisch vorbei, wo mir zwei kleine Binggis den Weg sperrten. Sie sassan am Boden

und schauten mit ernsten, erstaunten Gesichtern ein Bilderbuch an, hatten alles um sich herum vergessen, die ganze widerliche Supermarktwelt.

Ich suchte nach Aufhängehaken. Ein Jüngling, fast noch ein Kind, half mir dabei. Später erfuhr ich, dass er eine Schnupperlehre absolvierte. Da kam eine ältere Dame dazu und fragte nach Aufhängehaken, die man wieder wegnehmen könne. «Wie wegnehmen und warum?» erkundigte sich der Jüngling interessiert. Die Dame erklärte, sie gehe in ein Ferienchalet, wolle dort Haken aufkleben und nach den Ferien wieder mitnehmen. – «Das heisst, sie dem Chaletbesitzer nicht schenken, verstehen Sie?» Beifallheischend schaute sie uns an. Als der Jüngling kapiert hatte, überfiel ihn ein unbändiges Lachen. Er verzog sich blitzschnell auf die andere Seite des Gestelles, kniete vor den Schöpfkellen auf den Boden und lachte befreiend vor sich hin. Dort traf der Abteilungsleiter auf ihn und schalt ihn aus. Der Jüngling musste sich rechtfertigen. Stockend, geschüttelt vom Fou-rire (mich hatte er längst angesteckt) erzählte er: «Aufhängehaken, vier Stück zu 75 Rappen – und will sie dem Besitzer nicht schenken!»

Da musste der Abteilungsleiter die Lippen verziehen, sprach jedoch ruhig und überlegen – und ich bewunderte ihn sehr. «Nächstesmal sagst du, das führten wir leider nicht – und lachst zu Hause!»

Diese drei «Episoden» vermochten mir sogar das leidige Anstehen an der Kasse zu verstüßnen.

Suzanne Geiger

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Schnippchen

(Nebelspalter Nr. 19)

Liebe Marianne Ludwig

Es stimmt, dass die Löcher der Putzpulverdosen und anderen Streugefässe grösser geworden sind. So verbraucht die Hausfrau ungewollt und oft unbewusst viel mehr des Inhalts, was eben den Umsatz ankurbelt. Dies ist ja der Zweck der Öffnungserweiterung. Ich schlage den Fabrikanten schon lange ein Schnippchen, indem ich nur ein Drittel der Löcher freihalte und die andern zublebe.

Auch das Abwaschmittel wird bei mir «gestreckt», indem ich es verdünne, und zwar im Verhältnis ein Drittel des Mittels, zwei Drittel

Wasser. Es ist erstaunlich, wie lange der gepanschte Inhalt einer Flasche ausreicht, ohne dass das Geschirr weniger sauber wird.

Was mich vertäubt, ist die irrierte Meinung vieler, dass alle Hausfrauen mehr oder weniger dumm seien und den Trick mit den grösseren Öffnungen nicht bemerken. Ich achte auch beim Kauf darauf, dass Spraydosen am Boden keinen Hohlraum aufweisen. Wir Hausfrauen haben es ja in der Hand, unfairen Fabrikanten entgegenzuwirken.

Habe ich mit diesen Zeilen etwas dazu beigetragen, dass die Löcher in Ihrem Portemonnaie kleiner werden, liebe Marianne Ludwig? – Dies hofft mit herzlichem Gruss

Susi Egli